

# Was tun, wenn's brennt?

Schaubühne Berlin:  
„Gezeiten“ von Sasha Waltz  
und Streit ums liebe Geld

IRENE BAZINGER

Zuerst die Kunst: Die Choreographin Sasha Waltz hat mit ihrer Compagnie an der Berliner Schaubühne ein neues Tanzstück uraufgeführt. „Gezeiten“ erzählt auf eindrucksvolle Weise von Katastrophen, die durch Menschen oder die Natur verursacht wurden – und wie die Überlebenden mit den Folgen umgehen.

11 „Gezeiten“, die neue Choreographie von Sasha Waltz, an der Berliner Schaubühne.

Dann der Ärger: Parallel dazu passierte allerdings etwas, das nicht als Katastrophe im oben geschilderten Sinne zu bezeichnen ist, durchaus jedoch als harter Schlag mit unübersehbaren Konsequenzen für alle Betroffenen. Fünf Jahre nach der euphorisch begonnenen Zusammenarbeit, die aber bald zur unfriedlichen Koexistenz geriet, trennten sich Sasha Waltz und die Schaubühne 2005 endgültig. Danach galt beider Interesse, wie bei derlei Anlässen üblich, ausschließlich dem Geld. Die lokale Kulturverwaltung nutzte bei Zuschussver-

handlungen im Herbst sofort die Chance, die ihr die unsolidarischen Streithähne boten, und spielte sie – divide et impera – gegeneinander aus. Dadurch werden Waltz und ihr Ensemble mühsamer als gedacht auf eigene Beine kommen. Thomas Ostermeier hat schon mit dem Rücktritt als künstlerischer Co-Leiter der chronisch unterfinanzierten Schaubühne gedroht, die ihr Direktor Jürgen Schitthelm, wenn die Subventionen im angekündigten Maße gekürzt werden, zum Ende der Saison 2006/2007 einfach zusperren will.

Nicht die besten Umstände, um ein couragiertes Stück wie „Gezeiten“ herauszubringen, das mit seinen vielfältigen Schreckensszenarien natürlich als Kommentar zur aktuellen Situation interpretiert wurde. Was dem zweifellos früher konzipierten Triptychon in keiner Weise gerecht wird, das auf einer komplexen Versuchsanordnung beruht: Was tun, wenn's brennt, wenn's brannte, wenn's brennen wird? Nach dem Wasser, aus dem Sasha Waltz im Januar mit Henri Purcells „Dido und Aeneas“ ihre erste Oper schöpfte, ist es jetzt das Feuer, das akustisch wie später optisch als Flammenmeer dem Geschehen die elementare Ausrichtung gibt. In einem ramponierten Saal mit brüchigen Wänden, abblättern dem Anstrich und kärglichem Mobiliar finden sechzehn Tänzer wie in einer Arche Noah zusammen. Sie spielen artistisch ihre Ängste durch, er-

innern sich in kraftvollen Gruppenbildern der Vergangenheit, feiern die Gegenwart mit handgemachter Musik und Plastikbechern, in die Wasser aus der selbst reparierten Leitung gefüllt wird – bis sie ein großer Brand vertreibt. Der zweite Abschnitt erscheint dagegen als konkrete Utopie, in dem sich die Tänzer – jetzt alle barfuß – wie in träumerischer Zeitlupe vom Boden lösen: Elegische, fragile Figurenarrangements aus dem Geist der Schwerelosigkeit im nun leeren Raum, den einzig die von James Bush live vorgetragenen Cello-Suiten Johann Sebastian Bachs möblieren. Der dritte Teil verlässt die konkreten Bezüge zugunsten surrealer Abstraktionen, in denen sich der Schrecken auf eine hektisch-beklemmende Ebene verlagert. Aus der brutalen Zerstörung entwickelt sich jedoch wieder neues Leben. Der Bretterboden wird zerlegt, aber zwischen den Trümmern fangen bereits drei eingewickelte Mumien sich wie Würmer zu bewegen an – und zitieren damit zugleich eine der berühmtesten Aufführungen der Schaubühne (obwohl noch am Halle'schen Ufer): Als Klaus Michael Grüber 1974 „Die Bakchen“ des Euripides inszenierte und aus dem aufgerissenen Holzboden die alten Herren Kadmos und Teiresias hervor krochen. So ist „Gezeiten“ auch ein generöser Appell an die grenzübergreifende künstlerische Tradition des Hauses, der im Krawall des ökonomischen Grabenkampfes leider ungehört verhallt ist.

Foto: Gerft Weigelt

